

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 9 (1933)

Heft: 28

Artikel: Verschollen! : Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett [Fortsetzung]

Autor: Harding, Tex

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verschollen!

Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett

Von Tex Harding

Siebente Fortsetzung

Menschen!

Seitdem wir die Fußspuren im Uferlehm gesehen hatten, sind sechs Wochen vergangen. Ich will den Bericht über diese sechs Wochen kurz machen.

Indianer haben wir noch keine entdeckt, auch keine versunkene Stadt, keine Kultur und nichts. Nur Orchideen und Moskitos, Alligatoren, Sümpfe, lila Nebel, gelbes Wasser und endlich den um sein Leben kämpfenden Wald. Die Hitze hat uns müde gemacht. Aber ich will nicht langweilig werden mit den Erzählungen davon. Ich will nur eines sagen: Mann neben Mann im Urwald und nichts um sie herum als Wald und Sumpf und Sonne, das ist eine harte Sache. Da stehen Dinge auf, die der Mensch in der Zivilisation nicht kennt. Ich spreche von der männlichen Lust am Hohn, die das Weib nicht kennt und die den Menschen der Zivilisation nur in sehr verfeinerter Form bekannt ist.

Wenn zwei Männer aber wochenlang durch Wald und Sumpf und Wasser gehen und einer sieht nie etwas anderes als den anderen, der vor ihm geht oder der hinter ihm herstampft, das reißt an den Nerven. Wie ist der andere ungeschickt, wie stellt er sich dumm an, wie lästig sind die Dünste, die von ihm ausströmen, wie dumm ist sein ewig grinsendes Gesicht.

Ich will nicht verhehlen, daß ich angefangen habe. Als Jimmy wieder in Ordnung war, hatte er sich geweigert, weiter den Saft des Alloquaraj zu benutzen. Der Gestank, den ich ausströme, meinte er, genüge für uns beide. Nicht daß ich mich darüber geärgert hätte, aber es boste mich, daß er meine Erfahrungen nicht annehmen wollte.

An diesem Abend erzählte ich ihm, wie ich zum erstenmal dazu gekommen bin, mich mit Alloquaraj einzureiben. Es war in Französisch-Guyana, wo ich als Arbeiter bei einem Bau beschäftigt war. Baracken gab es keine, das heißt, es waren schon welche da, aber besser als in diesen stinkigen Löchern schien es mir im Freien zu sein. Ich schlief des Nachts am Lagerfeuer und wachte eines Nachts auf, weil mir ein entsetzlicher Druck auf der Brust lag. Als ich ganz wach war, spürte ich, daß mir eine Schlange kalt und schwer auf der Brust lag. Sie lag von meiner Achsel in einem Kreis über meine Brust bis zu den Rippen. Es mußte eine Giftschlange sein, die das Feuer gesucht hatte, um sich zu wärmen. Ich lag in entsetzlicher Angst ausgestreckt und wagte mich nicht zu rühren. Mein Kopf arbeitete wie toll und ich wußte keinen anderen Ausweg als den, leise neben mich zu greifen, wo mein Halstuch lag. Ich durfte die Augen nicht öffnen und das Gesicht nicht bewegen. Ich durfte auch nicht schreien, denn alles hätte die Schlange erschreckt und sie hätte mir ihre Zähne ins Fleisch geschlagen. In dieser entsetzlichen Sekunde kam mir auch der Gedanke an den Rat meiner Kameraden, die immer das stinkende Alloquaraj benutzten. Nie wieder wollte ich ohne den Knoblauch sein. Als ich das Seidentuch endlich in der Hand hielt, nahm ich allen Mut zusammen und griff mit einer Bewegung, von deren Schnelligkeit, Sicherheit und Wucht mein Leben abhing, nach meiner Brust, wo ich den Kopf der Schlange vermutete, packte gut zu und

schleuderte das Reptil neben mich ins Feuer. Dann mußte ich sie in der finsternen Nacht, zwischen umher-sprühenden Feuerfunken, zwischen verzüngelnden Flammen und geschüttelt von einer entsetzlichen Angst und einem unmenschlichen Ekel mit dem Knüppel erschlagen.

Jimmy hörte sich meine Geschichte, die ich doch in guter Absicht erzählt hatte, grinsend an. Er sagte nichts und ich fühlte dabei, daß wir uns schon ganz schön zu hassen begannen.

Zwei Nächte darauf erlebte ich eine schaurige und groteske Genugtuung. Wir schliefen so, daß zwar das Feuer zwischen uns war, daß aber doch der eine den andern, wenn er sich reckte, mit der ausgestreckten Hand erreichen konnte. Ich erwartete davon, daß ich spürte, daß sich etwas an meinem Moskitonetz zu schaffen machte, eine zitternde Hand kroch an mich heran. Es war Jimmys Hand. Seine Finger stießen meinen Arm an und ich hörte ihn leise flüstern: «Help, help!»

Sollte sich mein Beispiel an ihm wiederholt haben? Saß ihm eine Schlange auf der Brust?

«Hilf mir», stöhnte er ganz leise. «Meine Brust, meine Brust!»

Ich rollte mich unter meinem Moskitonetz nach der Seite hervor, die Jimmy entgegengesetzt war und schlich nun auf den Fingerspitzen und Zehenspitzen bis zu dem Kopfende seines Lagers. Dann nahm ich mein seidenes Halstuch in die Hand.

Beinahe wäre ich laut herausgeplatzt mit meinem Gelächter.

Auf Jimmys Brust hockte eine fette Kröte. Ich packte sie mit der bloßen Hand und fuhr ihm mit dem kalten Ding in das Gesicht. Er schrie nicht einmal auf, sondern erwartete sein Ende wie ein Mann. Dann packte ich ihn bei der Schulter, lachte, hob ihn hoch und zeigte ihm, was ihn so sehr gequält hatte.

«Daß du ihn schwach gesehen, verzeiht er nie.» Diesen Satz habe ich in der Schule beim «Wilhelm Tell» gelernt.

Seine Schwäche, seine Angst vor der Kröte und mein Gelächter darüber hat mir Jimmy lange nicht verziehen.

An dem Tag danach war es zwischen uns beiden so weit, daß jeder dem andern am liebsten die flache Hand ins Gesicht geklatscht hätte. Wir vermieden es nach Möglichkeit, gemeinsam die Insel zu verlassen. Jeder ging dem andern aus dem Wege, das heißt, jeder ging für sich auf die Jagd. Da nur einer den Kajak benutzen konnte, blieb der andere zu Hause.

Eines Tages brachte Jimmy ein Reh mit nach Hause. Der Schuß war gut, aber als ich ihn lobte, fuhr mir Jimmy in die Parade, ich sollte meine eckelhafte Schulmeistererei unterlassen. Ich wollte ihm doch nur beweisen, daß ich besser schießen könne als er.

Wir nahmen das Reh aus und bereiteten es am Spieß, das Fleisch war trocken und zäh. Ich hielt ihm vor, daß Affenfleisch viel saftiger sei. Er antwortete, daß er kein Schwein sei und freiwillig Affenfleisch nicht anrühren würde. Dann könne er ja gleich kleine Kinder essen.

Einen Tag darauf gehörte mir das Boot. Ich schoß einen Affen im Walde und schlug ihm da, wo er mir vor die Füße fiel, den Kopf, die Arme und die Beine ab.

Dann zog ich den Rumpf ab und warf die Ueberreste ins Wasser. Nur den Schwanz steckte ich mir ein.

Abends machte ich den Affen über dem Feuer zurecht und gab Jimmy eine gehörige Portion. Würde er sich instinktiv vor dem Affenfleisch ekeln? Aber er aß mit großem Appetit. Das Fleisch war sehr saftig und in seiner Güte gar nicht mit dem Rehbraten zu vergleichen.

Als Jimmy an seinem letzten Bissen kauete, holte ich den Schwanz, der hinter mir lag, hervor und schlug damit nach den Moskitos. Jimmy sah mir mit starren Augen zu. Dann spuckte er das Fleisch aus und sagte: «Du Schwein!»

Nach diesen Worten hätte ich ihn glatt über den Haufen knallen können und niemand konnte mir etwas anhaben, aber ich fühlte doch, daß es so weit zwischen uns noch nicht war. Vorläufig stand unsere Rechnung auf: Quitt!

In den nächsten Tagen aß Jimmy keinen Bissen Fleisch. Er nährte sich von Acajus, die auf einem Strauch wachsen, der bald so aussieht wie die Feige. Die Acajus ähneln in der Form der grünen Paprikaschote. Ihr Geschmack ist sehr säuerlich. Weiter aß Jimmy wilde Zitronen, wilde Orangen, Feigen und Chirimojas, die gelben Dotterfrüchte, Aquaras und Cujabas. Ich aß mein Affenfleisch weiter und manchmal holte ich mir Fische aus dem Fluß.

Eines Abends hätten wir uns beinahe vertragen, als Jimmy mir eine Handvoll Acajus anbot.

«Sich mal», sagte ich, «du kommst langsam hinter die Reize des Urwaldes. Das Gemüse, das ich zusammengeholt habe, wolltest du niemals essen.»

Ich meine, das war eine ganz gute Einleitung, denn jeder wird einsehen, daß ich mir nichts vergeben durfte. Anstatt auf meinen Ton einzugehen, spuckte Jimmy einen Acajus-Kern aus, blinzte mich an und sagte: «Was mit dir als Kräutermann los ist, sieht man ja.»

Er meinte mein Bein. Das rechte Bein war mir seit acht Tagen groß geschwollen. Ich konnte nicht entdecken, was die Ursache ist. Es ist eine Tropenkrankheit, die aus der Erde kommen muß. Man sieht in Südamerika viel Leute mit so einem dicken Bein herumhumpeln. Es tut eigentlich nicht weh, wenn man keine Schuhe anhat. Die Schwellung wirkt etwa so, als ob man Wasser im Bein hat. Man kann das geschwollene Bein mit den Händen zusammendrücken und dann bleiben die Fingerabdrücke tief im Fleisch sitzen. Nach einiger Zeit plustert sich dann alles wieder auf wie zäher Teig.

Ich hatte versucht, das Bein mit Blättern zu kurieren. Es war ein Versuch auf's Geratewohl. Die Blätter, von denen ich glaubte, daß sie mir helfen könnten, einfach solche, die gut rochen, hatte ich getrocknet und Tee daraus gemacht. In den Tee weichte ich Binden ein, mit denen ich das Bein wickelte. Die Schwellung ging und ging nicht zurück. «Was mit dir als Kräutermann los ist, sieht man ja!»

So, so...

Am nächsten Tag war ich wieder obenauf. Jimmy hatte gebadet und sich dann nackt ins Gras gesetzt, wo die Miquis sind. Die Miquis sind wie Blattläuse. Sie sitzen an den Gräsern und wenn sie auf die Menschenhaut kommen, gibt es einen entsetzlichen Juckreiz. Man muß sich

ewig kratzen, dazu läuft der Schweiß brennend über die zerstörte Haut. Es ist ganz ekelhaft.

Ich hatte mit meinem Bein so viel zu tun und es war so heiß, daß ich über Jimmy, der immer, wenn er glaubte, daß ich nicht hinsehe, sich zu kratzen begann, als wenn er Läuse hätte, nicht einmal grinsen mochte. Ich hätte ihm etwas gegen das ewige Jucken verschreiben können, einen Krautumschlag, aber ich hütete mich, auch nur einen Ton zu sagen. Wenn schon mein Bein nicht besser wurde, sollte auch er ohne Kräuter fertig werden. Aber er fühlte sehr gut, wie wohl mir ums Herz war, wenn er sich kratzte.

Vielleicht war es die Dankbarkeit dafür, daß ich nichts gesagt hatte. Am Morgen machte er mir den Vorschlag, noch einmal einen Forschungsflug nach Nordwesten zu unternehmen, wo ein Gebirgsmassiv ist.

Ich bin einverstanden. Wir verstauen unsere Waffen, etwas Proviant und das Faltploß im Flugzeug. Ich sage Jimmy, daß wir die Sierra vor dem Gebirgsmassiv erkunden wollen und er ist meiner Meinung.

Wir fliegen los und lassen die Wälder hinter uns. Zu unseren Füßen breitet sich das Grasland aus. Wir gehen tiefer. Nur wenig Gebüsch ist zu sehen, auch keine Sümpfe. Die Flüsse, die das Land durchqueren, führen ganz klares Wasser. Auf einem der Flüsse können wir landen. Wir bringen das Faltploß zu Wasser, das wir nicht auseinander genommen, sondern auf den Schwimmern verstaubt hatten. Vor uns liegt steiniges, sandiges Land. Zum Horizont zu steigt es allmählich an. Hinten steht eine Bergkuppe neben der anderen. Aber alles ist bewaldet.

Wir binden das Kajak an und wandern weiter über die Prairie den Bergen zu. Nach einer halben Stunde kommen wir zu einem Flußbett. Das Wasser ist sehr seicht und klar, es ist kaum einen halben Meter tief. Ich wate ein paar Meter in den sandigen Fluß hinein. Wir müssen ihn überqueren, um weiter zu den Bergen zu gehen. Jimmy geht hinter mir. Merkwürdig, wie zäh der Sand ist. Meinem geschwellenen Bein tut das Wasser gut und ich beile mich nicht sonderlich, die Füße aus dem Sand herauszuziehen. Der weiße Sand schließt sich um meine Füße und will sie festhalten. Ich ziehe sie rüttelnd heraus und stampfe tüchtig weiter. Auf einmal bin ich bis zur Brust im Sand versunken. Wie ein Wassertreter versuche ich mich hochzuarbeiten, sinke aber immer tiefer. Ich drehe mich halb um. Jimmy ist weit hinter mir. Er hat schon das Lasso los und wirft es mir mit Sekunden-Geschwindigkeit zu. Ich lege mir die Lederschlinge unter die Arme und versuche mich herauszuarbeiten. Jimmy zieht aus Leibeskräften. Verflucht, ich sinke immer tiefer. Zieh, Jimmy! Ich schlucke tüchtig Wasser und spüre, wie Jimmy hinter mir ebenfalls in den Sand sinkt. Ich werfe mich wieder herum und sehe, daß Jimmy jetzt auf festem Grund steht. Er zieht wie ein Bulle, ich werfe mich nach rückwärts ins Wasser und stütze die Hände fest in den Sand. Ich will hier nicht verrecken mit meinem dicken Bein. Es wird mir eng um die Brust, ich will etwas schreien, dann ist mir, als ob ich husten muß, ganz langsam fühle ich, daß ich nicht schreien kann und auch nicht husten. Ich verliere die Besinnung.

Als ich die Augen aufgeschlagen habe, sehe ich mich am Ufer liegen. Jimmy kniet neben mir und sein rotbraunes Gesicht hängt über meinen Augen. Jimmy hat meinen rechten Arm gepackt und macht ruckartige Bewegungen damit. Mir ist speiübel, in meinem Kopf hämmert es, die Brust schmerzt. Ich taste unter das Hemd und fühle, daß unter meinem Arm die Haut aufgeschunden ist.

«Na, du alter Waldläufer», sagt Jimmy, «jetzt wär' es dir auch mal passiert.»

Was soll ich machen, ich lache! Auch Jimmy lacht und dann streichelt er mir das Haar.

«Ist ja gut», sagt er, «ist ja alles sehr gut!»

Er holt seinen Brustbeutel aus Gummi hervor, wo er Zigaretten drin hat und Feuer. Wir feiern unsere Verwundung mit einer Camel. Ich liege lang ausgestreckt am Ufer, die Zigarette tut mir gut, mein Kopf liegt tief im Gras.

«Mein alter Junge», sagt Jimmy, «wenn ich das gehabt hätte, ich hätte Fawcett sein lassen. Der Urwald ist ja schön, aber was haben wir bis jetzt gefunden als Gift und Schlangen. Laß uns nach Hause fliegen, Mensch!»

Als Jimmy sagt «nach Hause», habe ich eine Fata Morgana. Ich sehe einen weißgedeckten Tisch und darauf eine Glasschale mit Eisstückchen gefüllt. Daneben steht eine Whisky-Bottle und ein hellblauer Soda-Syphon.

Ich versuche, ob ich schon wieder aufstehen kann. Es geht ganz gut. Wir stampfen nach unserem Kajak zurück und paddeln zu unserem Flugzeug.

Jimmy fliegt in östlicher Richtung. Meine Gedanken sind auf zu Hause gerichtet, auf mein Haus am Strand von Rio, wo die Eleganten baden und flirteten. Dann denke ich wieder, daß es doch erbärmlich von uns wäre, nachzugeben. Jimmy hat seinen Blick fest auf die Apparaturen gerichtet. Er ist ein herrlicher Flieger und guter Kamerad.

Ich sehe auf den Rio Morto herunter, auf unseren Strom, der von uns den Namen gekriegt hat. Sollen wir ihn wirklich verlassen? Es ist doch eigentlich eine große Sache, wenn man Gewässer trifft oder eine Insel, wo nie vorher ein Mensch war und man guckt sich das Wasser an, wie es trübe und halbtrot fließt und dann sagt man: Du, Wasser, ich, der erste Mensch, den du siehst, ich taufe

dich. Von heute ab heißt du Rio Morto, das bedeutet: Toter Fluß.

So sinniere ich vor mich hin und spähe auf den Fluß herunter. Meine Blicke sehen von einem Ufer zum anderen und jetzt, am östlichen Ufer — bin ich normal oder haben meine Augen unter der verfluchten Wasserschleurei und Flusterei gelitten? — am östlichen Ufer liegt eine Reihe schwarzer Striche auf dem Wasser. Sie sehen wie Streichhölzer aus.

«Jimmy», brülle ich und hebe mich mit den Händen und aus den Knien hoch von meinem Sitz. «Jimmy! Herunter! Runter, los, los!»

Jimmy nickt mit dem Kopf und die Nase der Maschine biegt sich nach unten. Wir stoßen in rasender Geschwindigkeit herab. Ich halte mich fest und heule in das Geseuse um uns herum:

«Jimmy, sie sind da!»

Die Streichhölzer unter uns sind schon so groß wie Baumstämme geworden. Ich habe recht. Es ist eine lange Kette von indianischen Kanus. Sie fahren mit majestätischer Langsamkeit den Rio Morto herunter.

Der Gefangene.

«Los, runter, schnell!» heule ich in Jimmys Ohren. Fast kerzengerade biegt sich die Nase unserer Maschine nach unten. Jetzt schlägt schon ein entsetzliches Geschrei und Gekreische an unser Ohr und in der nächsten Sekunde landen wir mitten unter den auseinanderspritzenden Kanus. Jimmy drosselt die Maschine. Sie treibt dem Ufer zu. Ich bin mit einem Hechtsprung im Wasser. Jimmy wirft mir den Tampon zu, aber ich bin so aufgeregt, daß es mir kaum gelingen will, einen richtigen Knoten zu binden.

Die Indianer sind teils im Wasser, teils treiben sie ihre Kanus mit wilden Schlägen vorwärts. Es peitscht, schreit und heult.

Jimmy ist bei mir. Ich habe ihn an der Hand gefaßt und wir stolpern beide in den Wald. In unserer Aufregung hatten wir die Buschmesser vergessen. Wir müssen uns durch das Gestrüpp winden und drehen wie die Schlangen, um vorwärtszukommen. Mein dickes Bein hindert mich kolossal am Vorwärtskommen. Mehr als einmal falle ich lang hin.

Das Gekreisch hat längst aufgehört. Es ist still um uns. Die Indianer sind flink wie Rehe und lautlos wie Schatten. Sie bewegen sich wie Geister.

Wir laufen immer noch vorwärts. Jimmy keucht und pustet neben mir. Ich zische ihn an, er soll ruhig sein.

Wir halten einen Augenblick an. Jetzt gibt es ein Gepätscher und gleich darauf ein Prusten und Pusten. Ein Mensch steigt aus dem Wasser. Ich trete hinter einen Baumstamm, Jimmy hinter den nächsten. Jetzt kommt ein Keuchen auf uns zu, näher und näher. Jetzt steht ein dunkler Schatten vor uns und ich werfe mich mit aller Kraft über den Schatten. Es ist ein brauner, kleiner Kerl. Er duckt und windet sich, aber ich habe alle meine Gedanken darauf gerichtet, seiner Herr zu werden, indem ich sein Haar fasse. Es gelingt mir, ich lege ihm die andere Hand an die Gurgel. Das braune Wesen ist wie ein glitschiger Aal. Jetzt versucht es mir ein Bein zu stellen. Ich lasse die Gurgel los und haue ihm den Revolvergriff an die Schläfe. Er ist ohnmächtig, Jimmy wirft mir seinen Hosengürtel zu. Ich schnüre dem braunen Wesen die Arme über den Rücken zusammen. Jimmy packt mit an und jetzt laufen wir so schnell es geht nach dem Ufer.

Was wollen wir eigentlich mit dem Mann? Wir haben unter dem Zwang unserer Idee gehandelt. Damals, als wir in Rio de Janeiro besprachen, wie das Schicksal Fawcetts zu erforschen sei, waren wir übereingekommen, daß alle Mühe vergeblich sein würde, wenn man nicht einen Indianer aus dem Herzen Brasiliens zu fassen kriegte, natürlich brauchte man den Indianer nicht, wenn Fawcett selbst gefunden würde. Wenn wir ihn aber nicht finden, so hatten wir damals beschlossen, wollten wir einen Indianer einfangen und ihn dahin bringen, daß er uns entweder durch die Zeichensprache oder, wenn das nicht ginge, in unserer eigenen Sprache, erzählen sollte, was aus Fawcett geworden sei.

Ueber diese Idee hatten wir nicht mehr gesprochen, seitdem uns der Urwald beherbergte. Aber jetzt, wo wir aus der Luft die ersten Indianer gesehen hatten, handelten wir ganz instinktiv unserer Idee gemäß.

Nur schnell raus aus dem Urwald. Es wird nicht lange dauern und die Indianer haben ihren Schreck überwunden. Vielleicht überfallen sie uns dann. Als wir an die steile Uferböschung kommen, falle ich mit meiner Last zu Boden. Ich war über eine Liane gestolpert und überkugelte mich zweimal. Gott sei Dank schlage ich mir nicht den Kopf entzwei. Ich bin schon wieder auf den Füßen. Einige Meter vor uns liegt ein Indianerkano. Es ist acht Meter lang und trotz dieser enormen Länge nur einen halben Meter breit. Es ist von braun und roter Farbe, so zu verstehen, daß in das braune Holz des Kanus hieroglyphenartige Zeichen geschnitten sind. Diese Schnitzereien sind in roter Farbe ausgemalt. In dem Kanu finden wir drei Paddeln. Sie sind einen halben Meter lang und haben kreisrunde Scheiben von vielleicht dreißig Zentimeter Durchmesser. Die Scheiben sind geschnitzt und verzert. Außer den Paddeln finden wir zwei Blasrohre und eine Menge Pfeile. Wir nehmen die Paddeln und die Waffen an uns.

An unser Flugzeug kommen wir ziemlich schwer heran. Es hat sich mit dem Schwanz quer zur Strömung gestellt und wir können das Flugzeug nicht gut an uns heranziehen, weil wir ja den Indianer tragen. Er ist aus seiner Ohnmacht erwacht und fängt an zu stampfen und zu rütteln. Ein paar mal gleitet er uns ins Wasser und verschluckt sich dabei tüchtig. Dadurch wird er wieder ohnmächtig und wir können ihn ziemlich leicht in die Maschine heben.

Als der Propeller knatternd anspringt, erwacht der Indianer wieder und will mit einem Sprung aus dem Flugzeug heraus. Ich packe ihn bei den Haaren und drücke ihn mit aller Kraft zu Boden. Dabei presse ich meine Knie an seine Brust. Mit den Händen drücke ich ihm das Genick und den Haarschopf nach unten. Er zittert und röchelt unter mir, aber ich darf ihn nicht loslassen.

Es dauert nur ganz kurze Zeit, vielleicht zehn Minuten und wir sind an unserer Insel. Jetzt will er wieder nicht heraus aus dem Flugzeug, aber schließlich schaffen wir es doch. Wir fesseln ihn mit einem Leder-Lasso so, daß er sich zwar bewegen, aber nicht entfliehen kann. Dabei nehmen wir ein genaues Inventar unserer Beute auf.

Der Indianer ist nur ein Meter vierzig groß, hat aber breite, gedrungene Schultern, dazu ganz schmale Hüften und dünne Beine. Seine Hautfarbe ist bräunlich. Die Brust trägt rotgemusterte Bemalungen. Sein Gesicht ist breit, die Backenknochen stehen noch etwas hervor. Er hat schwarze, geschnittene Augen. Die Nase ist klein und gebogen, der Mund breit. Er hält den Mund zusammengepreßt. Sein Haar ist blauschwarz und hängt in dichten Strähnen über Stirn und Schulter. Um die Handfesseln trägt der Mann Bastchnüre, ebenso unterhalb der Kniescheiben und oberhalb der Fußgelenke. Außerdem hat er einige Bastketten um den Hals gehängt. Daran baumeln Muscheln, Wasserschweinzähne, Tukanfedern und ein Ding, das sich bei genauer Betrachtung als ein getrocknetes menschliches Ohr erweist.

Dabei kommt mir ein Gedanke. Ich presse ihm mit Daumen und Zeigefinger die Kiefer auseinander. Er muß seine schmalen Lippen öffnen und wir sehen, daß seine Zähne spitz zugefellt sind. Unser Indianer ist ein Kannibale, ein Menschenfresser.

Jimmy nimmt den Befund entgegen und sagt:

«Sieh dich vor, daß er dir nicht das Bein abbeißt.»

Als der Mann uns sprechen hört, fangen seine Augen an zu rollen, sein Gesicht zuckt wie das eines Fallschütlers.

Nach Zivilisation riecht das Inventar, das wir von unserem Gefangenen gemacht haben, gerade nicht. Und Kultur? Sieht der Mann so aus, als ob er in einer Marmerstadt lebt, die von dem geheimnisvollen blauweißen Licht erleuchtet ist, jenem Licht, dem Fawcett in den Urwald nachgegangen ist?

Wir müssen uns mit dem Mann zunächst einmal anfreunden. Die Liebe geht durch den Magen!

Jimmy macht ein Feuer an. Es ist Abend geworden, über uns ziehen die kreischenden Papageien-Herden heim. Ich schließe unserem Gast ein gutes Menü zusammen. Papageien und Tauben. Außerdem habe ich noch eine Schildkröte. Wir kochen Papageien-Suppe. Unser Gefangener sieht uns mit seinen irrsinnig rollenden Augen an. Er beobachtet unsere Bewegungen genau. Ich setze ihm einen Aluminiumbecher mit schöner Papageien-Suppe gefüllt an den Mund. Er hält die Zähne zusammengepreßt und seine Nasenflügel ziehen sich wie im Ekel zusammen. Er will nicht. Wir machen ihm die Arme frei und schnüren ihm dafür die Füße fest zusammen. Ich massiere ihm die Handgelenke. Jimmy reicht dem Mann eine gesottene Taube. Er hält das heiße Fleisch einen Augenblick in seinen Händen und läßt es dann fallen.

Wir sehen den Mann ratlos an. Es ist still zwischen uns. Da steigt aus dem Wald unterhalb des Stromes ein merkwürdiger Ton an. «Bam» macht der Ton wie eine Glocke und verhallt langsam in der Abendluft. Dann kommt ein zweiter Ton: «Dong» macht dieser Ton und zittert über uns hin.

Jimmy: «Ist das ein Vogel?»

«Das ist eine Indianer-Trommel, Jimmy!»

Bam, Dong, Dong, Bam! halt es feierlich über den Wald hin.

Wir sehen unseren Indianer an. Seine Augen haben ihr Rollen eingestellt. Er blickt auf seine gefesselten Füße. Jetzt schwingt sich von weither, von oberhalb des Stromes, ein neuer Ton. Er geht viel schärfer: Tam-Tam-Dong-Tam-Tam!

Unter seiner sonnenverbrannten Haut ist Jimmy blaß geworden. Jetzt hören wir schon vier Trommeln und nun eine fünfte. Die hellen und harten und weichen und dünnen Trommeltöne kommen aus den Wäldern rings um uns herum. Wir können alle Trommeln genau unterscheiden, aber was sie trommeln, das wissen wir nicht.

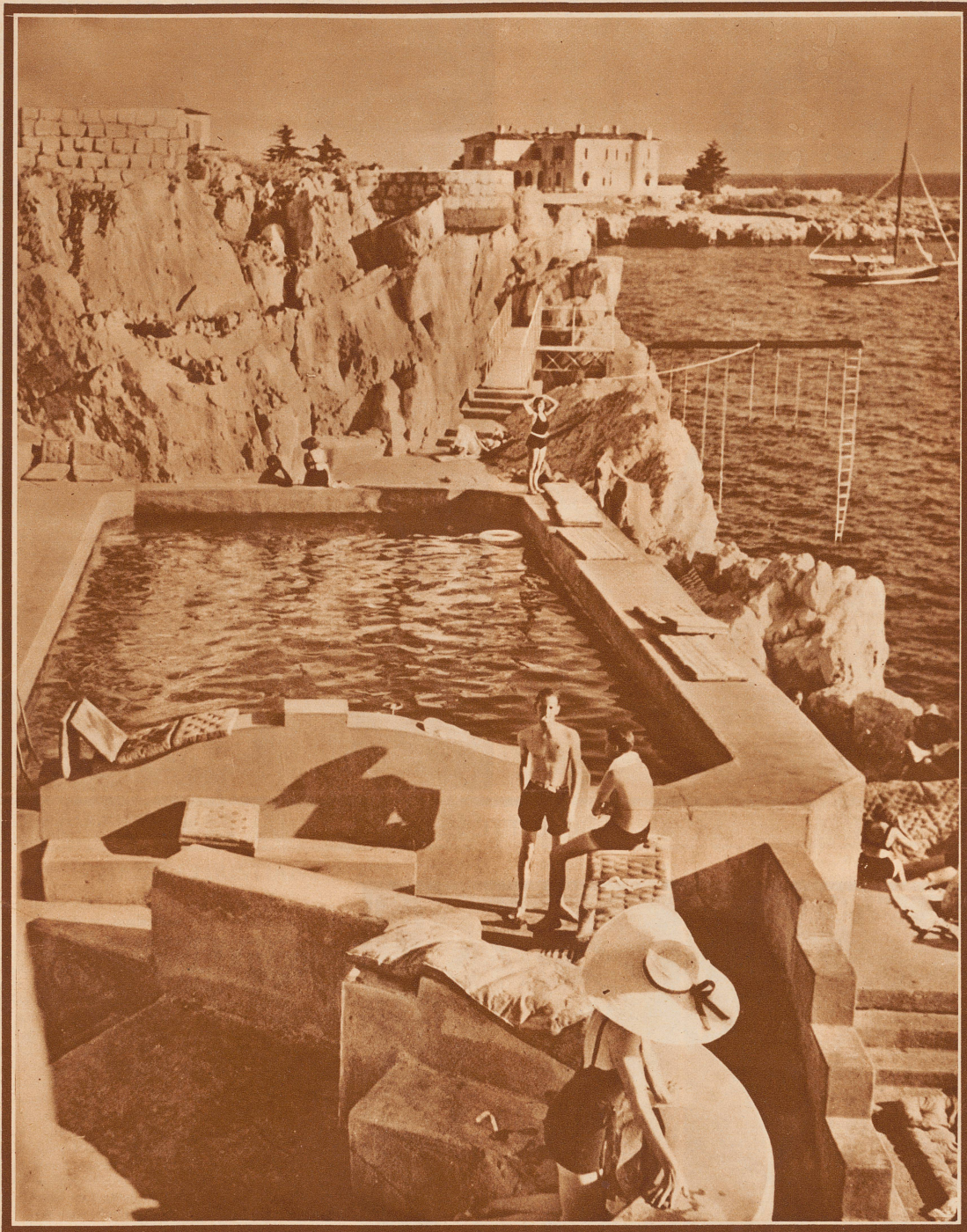
Jimmy hat sich umgedreht, ist zu unserem Feuer gegangen und setzt sich da nieder. Wir lauschen beide in den Abend hinein. Das Trommeln gilt uns, unserm Flugzeug und unserm Gefangenen, das ist ganz klar.

Bam-Dong-Bam-Dong-Dong! halt es von dem Abendhimmel herab.

Ich gehe zum Wasser herunter. Jimmy kommt mir nachgelaufen.

«Wo willst du denn hin?»

«Sei nicht so nervös, Jimmy, ich bin gleich wieder da.»



Das kleine und das große Bassin

Aufnahme Priesnitz

In Cap d'Antibes an der Riviera hat sich ein Villenbesitzer ein Schwimmbassin – ohne Stürme – zwischen die Klippen der Küste gebaut

«Mensch», sagt er, «du wirst doch nicht in den Wald hinein wollen? Wir sind acht Wochen hier und haben nie eine Menschenseele gesehen und jetzt sitzen die Brüder im Kreis um uns herum. Was ist das bloß?»

«Ich weiß auch nicht, Jimmy! Laß mich mal fahren.»

Wirklich, das Getrommel greift nicht nur Jimmy an die Nerven. Ich fahre mit dem Kanu zum anderen Ufer. Da brüllt eine Affenherde. Ich muß unserem Mann etwas zu essen besorgen. Als ich das Kanu wieder umdrehe, um auf unsere Insel zu fahren, steht Jimmy wie ein schwarzer Strich neben dem Lagerfeuer. Er kommt mir über den weißen Sand langsam entgegen.

«Gott sei Dank», sagt er, «daß du wieder da bist.»

Er zieht das Kanu auf den Strand herauf.

Der Indianer zuckt zusammen, als ich ihm ein großes Fleischbündel hinwerfe. Es ist der Affe, den ich geschossen habe. Ich stecke unserem Gefangenen ein Messer in die Hand. Er hat uns vorhin mit dem Messer hantieren sehen. Er befühlt es von allen Seiten. Sein Auge leuchtet. Er schneidet dem Affen die Brust auf und schlägt dann seine spitzen, gefeilten Zähne hinein. Um uns rasen die Trommeln jetzt, die Mondscheibe steht rund und bläulichweiß am Himmel, das Feuer lodert hoch auf. Jimmy stößt seine Stiefelspitze in das Feuer. Die Funken fliegen herum. Der Indianer unterbricht sein Mahl und fährt zusammen.

«Es ist doch ekelhaft, wie der Kerl frißt.»

«Sei nicht so ungerecht, Jimmy. Weißt du, ob unsere Vorfäter nicht auch Kannibalen waren? Noch vor hundert Jahren wurden Menschen geopfert, noch vor zweihundert Jahren wurden sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Ist unsere zivilisierte Welt wirklich so viel weniger roh, als der hungrige Mann hier?»

Jimmy ist ein echter U. S. A.-Mann.

«Ach», sagt er, «geh mir doch. Die südamerikanischen Regierungen müssen nur etwas tun, um die wilden Indianer zu zivilisieren. Es ist doch keine Reklame für ein Land, wenn es in seinem Herzen kannibalische Indianer hat.»

(Fortsetzung folgt)